

In diesem Evangelium (Mt 15,21) gibt es eine harte Nuss zu knacken: Nämlich wie abweisend Jesus zunächst mit der kanaanäischen Frau umgeht. Er selbst drückt es so aus: „Ich bin nur zu den verlorenen Schafen Israels gesandt“. Er will der fremden Samariterin, einer „Ungläubigen“ nicht helfen, lässt sich dann aber doch überzeugen von ihrem „ungestümen, unverdorbenen“ Glauben.

Es war wahrscheinlich wirklich so, dass Jesus seine Aufgabe zunächst nur innerhalb seines Volkes sah. Er war überzeugt: dieses Volk hat Gott als Werkzeug erwählt, um die anderen Völker unter seine „Fittiche“ zu bringen.

Nun sah er aber, wie dieses Werkzeug untauglich geworden war – wie ein Messer, das nicht mehr taugt, ein Schnitzel schön zu schneiden. Und was es untauglich gemacht hat, was in den Augen Jesu diese übertriebene Gesetzesfrömmigkeit. In ihr hatte sich etwas verdreht, nämlich: da kommt nicht zuerst Gott mit seiner Liebe, sondern der Mensch mit seinen Werken. Das war es nicht, was Gott mit der besonderen Erwählung gemeint hatte. Damit würde Gott mit seinem Plan, alles seiner Ordnung der Liebe zu unterstellen, nicht vorankommen. Wenn zuerst der Mensch kommt, dann entsteht höchstens ein Menschenreich, und Jesus wusste gut genug, wie hinfällig diese Pläne sind.

Trotzdem war er überzeugt, dass das untaugliche Werkzeug „Volk Israel“ wieder tauglich gemacht werden könnte. Er ging daran, um sich herum innerhalb des Volkes eine Bewegung in Gang zu setzen, die das ursprüngliche Vorhaben Gottes wiederbeleben und in Gang bringen sollte.

Allerdings wissen wir, dass Jesus mit diesem Plan bei seinem Volk ziemlich gescheitert ist. Ja, die Apostel waren Judenchristen und es entstanden einige Judenchristengemeinden. Aber ohne die Öffnung zum Heidentum wäre wohl der Bewegung kein Erfolg beschieden gewesen.

40 Jahre nach Jesu Tod gab es also auch einige Gemeinden, die sich zumindest z.T. aus Christen zusammensetzten, die ehemals Juden waren. Und an eine solche Gemeinde hat Matthäus sein Evangelium geschrieben. Für Matthäus war es wichtig, dass er schreiben konnte: Auch bei Jesus gab es schon eine gewisse Öffnung zum Heidentum hin. Denn es gab noch immer aus dem Judentum stammende Christen, die meinten, bevor man Christ wird, muss man zuerst Jude werden, sonst gehört man nicht zum auserwählten Volk.

In diesem Kontext müssen wir die Geschichte von der samaritanischen Frau lesen. Matthäus sagt da seinen Leuten: Jesus selbst ist schon abgegangen von seiner ehemals dogmatischen Überzeugung: Nur Juden können gerettet werden. ER selbst hat die Tür aufgemacht zu den Heiden und mit dieser Heilungstat gezeigt: Allein mit der Zugehörigkeit zum auserwählten Volk ist es nicht getan. Egal ob Jude oder Heide, es kommt sowieso auf den Glauben an.

Und glauben heißt: wissen, dass man sich nicht selbst, sondern dass nur Gottes Gnade retten kann. Und gnädig kann nur sein, wer die Liebe hat. Daher die Formulierung: glauben heißt, sich von Gott – bewusst oder unbewusst - geliebt wissen.

Heute ist es bei uns kaum noch so, dass sich jemand allein aufgrund der Zugehörigkeit zum Christenvolk privilegiert vorkommt. Es ist wohl allen klar, dass man sich als Christ das Glauben nicht ersparen kann. Ohne lebendigen Glauben ist die Zugehörigkeit wenig wert. Und das Wort ‚lebendiger Glaube‘ weist schon darauf hin, dass da Leben, Beziehung, Liebe drin sein muss. Liebe ist es, die lebendig macht.

Beim Rosenkranzbeten gibt es ein ‚Vorspann-Geheimnis‘: Jesus, der in uns die Liebe entzündet. Das kommt mir besonders aktuell und dringend vor, denn das ist immer die Gefahr: dass dem Glauben die Liebe fehlt. Dann ist er aber fad und wird zur Pflicht. Dann wird aus dem lebendigen Glauben der Gesetzesglaube. Und der bringt Gottes Plan nicht voran: auch heute nicht. Amen.

*Pfr. Arnold Faurle*